

# SUPERVISION MACHT SINN

## Sinnsuche und Sinnfindung in der Supervision<sup>1</sup>

---

Prof. em. Dr. Michael Klessmann

---

### 1. Um was geht es bei der Sinnthematik?

„Solange das Leben stimmig ist, ruht die Sinnfrage“, schreibt der Logotherapeut Günter Funke.<sup>2</sup> Das gilt auch für berufliches Handeln: Erfahrungen von Diskrepanz und Inkongruenz stehen in der Regel am Beginn einer Supervision. Da läuft etwas nicht so wie erwartet, das gewünschte Ziel wird nicht erreicht, der Akteur, die Akteurin versteht nicht, was passiert, er/sie zweifelt am Sinn seines oder ihres Tuns. Nehmen Sie beispielhaft folgende Szenen.

„Ich bin jetzt fünf Jahre in dieser Stelle“, sagt eine Psychologin, die auf zwei onkologischen Stationen einer Klinik arbeitet. „Die Arbeit ist sehr zufriedenstellend, ich werde gebraucht, manche Patienten sind sehr dankbar, dass ich für sie Zeit habe. Aber ich selbst, ich kann bald nicht mehr. So viel Sterben, so viel Leid und Schmerz, so viel Angst jeden Tag, es verfolgt mich bis in meine Träume ... Manchmal kommt es mir vor, als ob sich eine dunkle Wolke auf mich legt ... Warum mache ich das immer noch? Ich muss mal genauer hingucken, wie es für mich weitergehen kann.“

Ein Pfarrer steckt in einer Berufs- und Lebenskrise; er sieht, wie sich seine ursprüngliche Berufsmotivation und sein Glaube verändert haben, er beginnt zu zweifeln, ob er seinen Beruf weiter ausüben kann. „Was ich tue, kann ich, je länger je mehr, kaum noch verantworten, ich glaube selber nicht mehr an das, was ich auf der Kanzel sage; mein Reden hat keine Überzeugungskraft mehr. Aber was soll ich dann machen? Ich gehe auf die 50 zu, habe Familie, ich kann nicht einfach noch mal neu anfangen.“ Das bisherige Selbst- und Berufsbild ist dabei, zu zerbrechen angesichts einer veränderten Selbstwahrnehmung und den Erwartungen von Gemeinde und Kirche.

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Fachtag Supervision im Zentrum für Seelsorge in Hannover am 19.10.2017

2 Günter Funke, Von der Faszination des Anfangens. In: P. M. Pflüger (Hg.), Die Suche nach Sinn heute. Olten / Freiburg 1990, 10 – 33, 15

Eine Gruppe von neun Gemeindepfarrer\*innen kommt monatlich zur Supervision zusammen. Einer von ihnen – er hat drei kleine ländliche Gemeinden zu betreuen – sagt bei der Eröffnungsrunde, er habe ein Thema mitgebracht, das ihm auf den Nägeln brenne: Er finde seine Arbeit zunehmend deprimierend, der Gottesdienstbesuch in allen drei Orten sei schon lange schlecht, er habe Mühe, geeignete Kandidatinnen und Kandidaten für die Kirchenvorstandswahl zu finden, die Zusammenarbeit mit einem Nachbarkollegen sei konflikthaft, und jetzt habe ihm auch noch sein pubertierender jüngster Sohn frech ins Gesicht gesagt, das mit der Kirche und Gott und so, das sei doch abgestanden und uncool. Er zweifle am Sinn seiner Arbeit und möchte dazu die Erfahrungen der Kolleg\*innen hören.

Die Wahrnehmung, dass es ein Problem gibt, unterbricht die bisherigen Routinen und Selbstverständlichkeiten des Arbeitsablaufs. Bei der Psychologin gerät die belastende Erfahrung von Leiden und Sterben in Konflikt mit dem Gefühl, gebraucht zu werden; der sich verändernde Glaube des Pfarrers passt in seiner Wahrnehmung nicht mehr zu seinen eigenen Erwartungen an sich selbst als Pfarrer; die ständig weiter zurückgehende Bedeutung der Kirche in unserer säkularen Gesellschaft lässt den Pfarrer an der Sinnhaftigkeit seiner Arbeit zweifeln.

Vielleicht hat sich bei den Betroffenen schon länger ein diffuses Unbehagen breit gemacht; irgendwann steht dann die Frage im Raum: Was mache ich da bzw. was geschieht hier mit mir? Kann/will ich das weiterhin so verantworten? Steht der Sinn, das Ziel meiner Arbeit, vielleicht sogar meines Lebens in Frage? Bevor jemand etwas verändern kann, muss er/sie sich Rechenschaft geben: Wie verstehe ich das Problem? Welche Bedeutung, welches Gewicht gebe ich ihm? Sehe ich darin persönliches Versagen? Welche Bedeutung kommt den institutionellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu?

Die Beantwortung dieser Fragen hängt wiederum von den Maßstäben, Zielen und Idealen ab, die jemand an sich und seine Arbeit anlegt. Manchmal sind es gerade diese Maßstäbe und Ideale, die überprüft werden sollten, weil sich eine Diskrepanz zwischen Ziel oder Ideal und Wirklichkeit zeigt.

In den drei Beispielen vom Anfang haben die Betroffenen Supervision gesucht. Sie wollen nicht so weiter machen, sondern ihre Arbeit und deren Sinnhaftigkeit besser verstehen und überprüfen, ob es andere Möglichkeiten gibt, die Bedeutung der Situation zu durchschauen und mögliche

Konsequenzen zu bedenken. Das, was bisher den unausgesprochenen Hintergrund der Berufstätigkeit bildete, soll nun in den Vordergrund treten und ausdrücklich reflektiert werden.

Für den Supervisor/die Supervisorin ist es wiederum hilfreich, eine Vorstellung davon zu haben, was mit der Sinnthematik gemeint sein kann. Das Thema ist prinzipiell uferlos und hoch komplex, seit den Anfängen der Philosophie- und Theologiegeschichte ist es immer wieder traktiert worden. Hier will ich nur einige wissenssoziologische und konstruktivistische Aspekte zum Thema ansprechen.<sup>3</sup>

## 2. Sinn aus wissenssoziologischer und konstruktivistischer Perspektive

„Human beings are meaning-making creatures“, hat der amerikanische Konstruktivist Hugh Rosen formuliert.<sup>4</sup> Die Welt, so Rosen, begegnet uns wie ein Rohrschach-Test, also wie eine zufällige Ansammlung von Tintenklecksen, die für sich genommen bedeutungslos, unsinnig und zusammenhanglos erscheinen. Diese Ansammlung von Klecksen muss interpretiert werden, man muss eine Ordnung, einen Zusammenhang entdecken, man muss Verbindungen und Abgrenzungen herstellen und dadurch aus den sinnlosen Einzelteilen ein sinnvolles Ganzes machen – auf diese Weise entsteht Sinn und Bedeutung, ohne die wir wiederum nicht leben könnten, weil wir sonst von einer „sinnlosen“ Fülle an Einzelreizen überflutet würden.

Eine kleine literarische Umsetzung dieses Ansatzes gibt Robert Musil in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (erschienen 1930): Er beschreibt, wie ein Herr und eine Dame einen Unfall, in den ein PKW verwickelt ist, miterleben. Die Dame, so heißt es, hat als Zeugin des Unfalls ein unangenehmes Gefühl im Magen bekommen; darauf sagt der Herr zu ihr, der Unfall käme daher, dass die heutigen schweren Wagen einen zu langen Bremsweg hätten. Dann schreibt Musil: „Sie wusste nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, dass damit dieser grässliche Vorfall in irgendeine Ordnung zu bringen war und zu ei-

3 Vgl. Ferdinand Buer/Christoph Schmidt-Lellek, *Life-Coaching. Über Sinn, Glück und Verantwortung in der Arbeit*. Göttingen 2008, 73 – 102; Hannah Schulz, *Vier Dimensionen von Sinn*. In: Krapohl, Lothar u.a. (Hg), *Supervision in Bewegung*. Opladen 2008, 291 – 310

4 Hugh Rosen; Kevin Kuehlwein (Eds.), *Constructing Realities*. San Francisco 1996, 3

nem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging.“<sup>5</sup>

Sinn zu finden heißt Ordnung, Zusammenhang, Struktur und damit auch Abgrenzung und Unterscheidung herzustellen; offenbar brauchen wir solche Ordnung immer neu, um uns in der unbehausten Welt einigermaßen sicher zu fühlen. Wenn wir nur mit zahllosen unzusammenhängenden Details zu tun hätten, würden wir verrückt.

Am Bild vom Rohrschach-Test wird Vieles über den Sinnbegriff, wie ich ihn hier verwende, deutlich:

1. Sinn bezeichnet zunächst etwas Einfaches, nämlich eine Deutung, eine Bedeutungsgebung; in den Worten der Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann: „Sinn ist das Bewusstsein davon, dass zwischen Erfahrungen eine Beziehung besteht.“<sup>6</sup> Der Mann in Musils Szene stellt eine Beziehung zwischen dem Unfall und der technischen Ausrüstung des Autos her und gibt dem Geschehen damit eine spezifische Bedeutung, welche die Frau wiederum von ihrem unangenehmen Gefühl im Magen entlastet: Wenn der Unfall auf ein technisches Problem zurückzuführen ist, geht er sie in ihrer moralischen Existenz nichts an.

2. Mit Luhmann heißt Bedeutungsgebung auch, eine Unterscheidung zu treffen. Der zitierte Herr bei Robert Musil entscheidet sich, aus der Fülle der Deutungsmöglichkeiten jenes Unfalls (er hätte auch eine anthropologisch-moralische Deutung wählen können: Menschen sind von der Handhabung solcher Maschinen überfordert) eine einzige auszuwählen, von der er vermutet, dass sie für die Dame hilfreich sein könnte. Andere Deutungsmöglichkeiten sind damit nicht ausgeschlossen, aber sie treten momentan in den Hintergrund. Mit Hilfe der Unterscheidung wird die Situation überschaubar und damit potentiell sinnvoll. Und zugleich zeigt das Beispiel, welche Macht einer solchen Deutung innewohnen kann, wie man Menschen damit lenken kann.

3. Neben der Bedeutungsgebung kann Sinn auch die Absicht, die Richtung,<sup>7</sup> die Zielsetzung meinen, die sich jemand vorgenommen hat oder die vorgegeben ist. Jemand beginnt ein Theologiestudium, um später im Pfarramt tätig sein zu können. Die Mühen des Weges zu diesem Ziel

5 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg 1981, 11

6 Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas, *Modernität, Pluralismus und Sinnkrise*. Gütersloh 1995, 11; vgl. dies., *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt 1980

7 Das althochdeutsche Verb „sinnan“ bezeichnet ursprünglich eine Ortsbewegung: Reisen, ans Ziel gelangen

werden als sinnvoll in Kauf genommen, weil das Ziel als solches mit hoher Bedeutung ausgestattet ist und von daher die Teilschritte ihren Sinn bekommen. Wenn das Ziel seinen Sinn verlieren sollte – z.B. weil die Kirche und damit auch das Pfarramt immer mehr an öffentlichem Ansehen verlieren – wird möglicherweise auch der Weg dahin sinn- und bedeutungslos.

4. Sinn stellt also eine individuelle (oder auch kollektive) Konstruktion, eine Bedeutungsgebung dar, nicht etwas objektiv Vorgegebenes und für alle Verbindliches. Sinn wird nicht irgendwo abgelesen und übernommen, sondern hergestellt. Sinn bezeichnet nicht mehr, wie bis in die beginnende Neuzeit hinein, eine in Gestalt von Religion oder Tradition vorgegebene Ordnung, in die sich der Einzelne nur einfügen und deren Setzungen er für sich als gültig übernehmen muss, sondern Sinn wird entworfen und auch wieder verworfen, je nach wechselnden inneren und äußeren Lebensumständen. Der Mensch ist aktiver Konstrukteur, der aus den Begegnungen des Lebens Bedeutung konstruiert und organisiert. Diese Bedeutung ist relevant für das jeweilige Subjekt, für andere mag sie fremd und vielleicht nicht einmal überzeugend wirken.

5. Wir konstruieren Sinn, bringen ihn aktiv hervor. Gleichzeitig gilt auch das Gegenteil: Wir empfangen Sinn, finden ihn vor, er stellt sich unvermittelt und überraschend ein, er erschließt sich; man kann ihn nicht erzwingen, Sinnfindung kann wie ein plötzliches Aha-Erlebnis sein. Wenn ein Mensch nach dem Sinn seines Lebens oder eines Ereignisses fragt, bewegt er sich in dieser Spannung von Aktivität und Passivität, von Sinnstiftung und Sinn-Empfangen: Man muss einen Sinn finden wollen – und man muss zugleich offen dafür sein, dass sich ein Sinn unverhofft und ganz anders als erwartet einstellt. Letzteres bezeichnet man auch als eine spirituelle Haltung oder als eine Glaubenshaltung, die darauf vertraut, dass sich, so absurd und sinnlos das Leben oftmals erscheint, doch ein bis dato verborgener Sinn aus einem größeren Horizont heraus zeigen wird.

6. Sinn bezeichnet niemals nur eine Konstruktion des Intellekts, sondern ist immer emotional eingebettet und durchdrungen und hat dann auch Konsequenzen für ein ethisch verantwortetes Verhalten: Eine sinnhafte Erfahrung ist eine Art Evidenzerfahrung, sie macht zufrieden und gibt Kraft für weiteres Handeln, während Sinnlosigkeit als bedrohlich, ängstigend und deprimierend erlebt wird und Handlungsimpulse lähmt.

7. Sinn als individuelle Konstruktion ist immer angewiesen auf Sprachspiele und Sinnmuster, Werte und Normen, die Umwelt, Kultur und

Religion, die die jeweilige Epoche und Bezugsgruppe vorgeben. Einerseits sprechen wir in der Postmoderne von der „Freisetzung aus traditionellen Bindungen“ (Ulrich Beck); gleichzeitig geht diese Freisetzung nie so weit, dass jemand sich gleichsam autonom selbst entwerfen könnte und müsste. Jede individuelle Konstruktion greift zurück auf bereits vorhandene Strukturen und Muster. Das sieht man gegenwärtig am deutlichsten daran, in welchem Maß wir alle uns einerseits frei und ungebunden fühlen, zugleich jedoch in einem bisher kaum dagewesenen Maß von dem abhängig sind, was uns Markt, Mode und Medien vorsetzen und damit unsere Wahlmöglichkeiten begrenzen.

8. Sinnfindung, Bedeutungsgebung vollzieht sich dialogisch, kommunikativ und narrativ: indem ich anderen erzähle, was ich mache, was mich beschäftigt, wo ich ein Problem sehe; indem andere zuhören, kommentieren, nachfragen, Kritik äußern und Eigenes hinzufügen, klären sich für mich selbst Perspektiven und Prioritäten und auch Identitätsfragen. In dem Maß, in dem traditionelle Welterklärungsmuster (Religion, Tradition) ihre selbstverständliche Tragkraft verloren haben, muss Sinn angesichts des entstandenen Vakuums immer neu kommunikativ entworfen werden.

9. Aus psychoanalytischer Sicht müssen wir unterscheiden zwischen manifestem und latent-unbewusstem Sinn. Sigmund Freud hat diese Unterscheidung am Beispiel der Träume gezeigt, wir kennen sie ebenfalls aus supervisorischen und anderen Beziehungen, in denen Menschen beispielsweise Konflikte oder Übertragungen konstellieren, die ihnen weitgehend unbewusst sind. Einen solchen latenten Sinn kann man durch szenisches Verstehen erschließen.

10. Sinn entsteht in der Spannung von Affirmation und Kritik, von Vertrautheit und Fremdheit: Es braucht den Fremden, den Supervisor, der durch seine Fremdheit einen Sachverhalt in ein neues Licht rückt, so dass Vertrautes fremd und Fremdes vertraut wird – gerade so entsteht neuer Sinn. Viele suchen Sinn in der Anpassung an das Bestehende, an den status quo (da weiß man sich von einer größeren Gemeinschaft getragen), während andere Sinn finden gerade in der kritischen Infragestellung dessen, was ist und was gilt. Beide Tendenzen zu verknüpfen und gerade nicht auseinander fallen zu lassen, kann man als Ausdruck von Reife und Bildung verstehen.

11. Es gibt nicht länger den einen umfassenden Sinn des Lebens oder des Berufes, sondern eher eine Reihe von kleineren Sinnhaftigkeiten: der

Sinn eines Projektes, einer beruflichen Phase, eines Lebensabschnittes. Das heißt, Sinn verändert sich mit den Veränderungen der Biographie und des Berufs, mit den Veränderungen der gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt. Analog zu der in der Wissenssoziologie eingeführten Unterscheidung von kleinen, mittleren und großen Transzendenzen könnte man von Sinn mit kleiner, mittlerer und großer Reichweite sprechen: Sinn kleiner Reichweite bezieht sich z.B. auf einzelne berufliche Erfahrungen, die mit Freude und Erfolg verbunden sind; Sinn mittlerer Reichweite betrifft etwa die Berufsausübung als ganze, die grundsätzlich, trotz einzelner Rückschläge, als zufriedenstellend erlebt wird; und Sinn großer Reichweite könnte die Weltanschauung, die religiös-spirituelle Orientierung insgesamt meinen, die jemand seinem Leben zugrunde legt und die sich in einer bestimmten Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens und des Seins im Ganzen ausdrückt.

12. Abwesenheit von Sinn, die Erfahrung von Sinnlosigkeit bezeichnet einen Zustand der Ohnmacht, des Sich-Ausgeliefert-Fühlens, der Passivität, des Schmerzes, in dem es einem nicht (mehr) gelingt, einen irgendwie bedeutungsvollen Zusammenhang zwischen einem bestimmten Ereignis und dem nächst größeren Ganzen herzustellen. Ein solcher Zustand wird in der Regel als höchst unangenehm und sogar als bedrohlich erlebt (vgl. die Berichte von Viktor Frankl über seine KZ-Erfahrungen), deswegen greifen Menschen sogar zu obskuren Sinndeutungen (z.B. die immer noch verbreitete Vorstellung von Krankheit als Strafe), um schwer erträgliche Sinnlosigkeit nicht aushalten zu müssen. An solchen Stellen ist zwischenmenschliche Solidarität von großer Bedeutung: Das gemeinsame Aushalten von erlebter Sinnlosigkeit schafft paradoxerweise neue Sinnerfahrung,<sup>8</sup> z.B. den Sinn erfahrener Solidarität.

13. Sinngebung, Bedeutungsgebung ist ein machtvolles Instrument: Wer die Deutungshoheit in einer bestimmten Angelegenheit hat oder übernimmt, übt Macht aus. Am Beispiel der Medien kann man das leicht beobachten. Auch Psychotherapie, Beratung, Seelsorge und Supervision sind machtvolle Instrumente, insofern sie Lebensdeutungen vermitteln, die Identität und Handeln der Betroffenen tief beeinflussen können. Supervisor\*innen sind Übertragungsfiguren, deren Deutungsangeboten von

8 Vgl. hierzu ausführlicher Henning Luther, Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge. *Praktische Theologie* 33 (1998), 163 – 176

den Klienten besonderes Gewicht zugeschrieben wird. Die Kirchen waren in der Vergangenheit stark, weil es ihnen gelang, Menschen an ihre Deutungen zu binden – als Pastormacht haben das M. Foucault und H. Steinkamp kritisch dargestellt. Diese Traditionen wollen wir nicht fortsetzen; dann gilt es aber, selbstkritisch aufmerksam zu sein (z.B. durch Kontrollsupervision), in welcher Weise wir manifest und latent dieses Machtinstrument einsetzen.

### 3. Orientierungs- und Verfügungswissen oder die Bedeutung der inneren Bilder<sup>9</sup>

Wir alle haben diverse Beratungs- und Supervisionstechniken gelernt: eine einfühlsame Grundhaltung, wie man die Zuordnung von Person, Rolle, Klienten und Institution angemessen berücksichtigt, wie man konstruktiv Fragen stellt oder feed-back gibt etc. Dieses technische Know How oder Verfügungswissen ist nicht einfach neutral, sondern wiederum eingebettet in ein umfassendes Orientierungswissen, in bewusste und unbewusste Bilder, Glaubenssätze, Überzeugungen und Hoffnungen individueller und kollektiver Art. Sie kennen vielleicht die entsprechende Grafik, in der ich vor Jahren das Supervisionsmodell von W. Weigand um die Sinndimension ergänzt habe. Welt- und Lebensbilder prägen die Orientierung, z.B. das Ich-Ideal oder das Über-Ich, und werden damit relevant für die Entwicklung von Identität und für das konkrete Handeln. Jeder Mensch hat solche inneren Bilder von sich selbst, von anderen, von der Welt im Ganzen, von Gott, vom Geheimnis des Lebens – vermittelt durch Eltern, Lehrerinnen, Medien, durch die Kultur insgesamt.

Diese Bilder wirken wie Wahrnehmungsfilter und wie selffulfilling prophecies, sie bestimmen unser Denken, Fühlen und Handeln und sind insofern natürlich auch relevant für Prozesse der Supervision. Der Neurobiologe Gerald Hüther schreibt: „Es gibt innere Bilder, die Menschen dazu bringen, sich immer wieder zu öffnen, Neues zu entdecken und gemeinsam mit anderen nach Lösungen zu suchen. Es gibt aber auch innere Bil-

9 Vgl. zum Ganzen auch Michael Klessmann, Die Sinndimension der Supervision. In: Die Zukunft der Supervision zwischen Person und Organisation. Vorträge der Tagung des Verbändeforums Supervision am 26./27.11.2004 in Montabaur. Köln 2005, 15 – 22; Pastoralpsychologische Supervision – was ist das und was bringt sie? In: Supervision. Mensch, Arbeit, Organisation. 3, 2010, 37 – 42; Michael Klessmann/Kerstin Lammer, Das Kreuz mit dem Beruf. Supervision in Kirche und Diakonie. Neukirchen 2007



der, die Angst machen und einen Menschen zwingen, sich vor der Welt zu verschließen. Es gibt Bilder, aus denen Menschen Mut, Ausdauer und Zuversicht schöpfen, und es gibt solche, die Menschen in Hoffnungslosigkeit, Resignation und Verzweiflung stürzen.“<sup>10</sup>

Gerade im Kontext von Religion/Spiritualität haben wir mit Bildern und entsprechenden Überzeugungen zu tun, man könnte fast sagen: Die Macht der Religion besteht in der suggestiven Macht ihrer Bilder.<sup>11</sup> Die Schönheit der Psalmen oder das Furchterregende der Apokalypse vermittelt sich durch die Bilder, die dort heraufbeschworen werden: tröstlich und ermutigend die grüne Aue, der gedeckte Tisch; ängstigend das Tier aus dem Abgrund, die Schalen des Zorns, das Gericht. Solche Bilder können die Selbst- und Weltwahrnehmung prägen und dominieren.

Ein persönliches Beispiel: Mein Vater, lutherischer Pfarrer, pflegte häufig den Satz aus Gen. 8, 21 zu zitieren: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“ Jener Satz, verstärkt durch eine strenge, autoritäre Erziehung, hat mir eine bestimmte vorsichtige, pessimistische Weltsicht vermittelt, bis heute.

Supervision zielt auf Veränderung, auf Verbesserung unbefriedigender beruflicher Praxis; natürlich soll der Supervisand/die Supervisandin vorgeben, was und wie er bzw. sie die eigene Praxis verändern möchte. Supervisorische Neutralität oder Allparteilichkeit ist Ausgangspunkt, SupervisorInnen arbeiten mit einer ethisch verantworteten herrschaftsfreien Grundhaltung und fördern die Subjekthaftigkeit der anderen Person. Insofern wird sich ein Supervisor/eine Supervisorin jeder direkten Manipulation und Suggestion enthalten. Aber wie steht es mit verborgenen, unbewussten Beeinflussungstendenzen? Wir wissen alle, dass non- und paraverbale Dimensionen jede Kommunikation erheblich mit beeinflussen. Unbewusst bringe ich viel mehr zum Ausdruck als ich möchte. Also: Was vermittele ich als Supervisor? Wie fließen meine Bilder, meine Weltbilder, meine Gottesbilder, mein Lebensgefühl in meine Art der Kommunikation ein? Welche Deutungen schlage ich vor, wenn auch probeweise? Wie tue ich das? Wohin möchte ich den Supervisanden und seine Sinnsuche insgeheim verändern? Kann ich es aushalten, wenn ein Supervisand Anschauungen vertritt, die ich schwer gelten lassen kann? Wenn ein Pfarrer

10 Gerald Hüther, Die Macht der inneren Bilder. Göttingen 2005, 9

11 Das Verhältnis von Wort und Bild in den Religionen wäre noch gesondert zu thematisieren. Anregend dazu F. W. Graf, Missbrauchte Götter. Zum Menschenbilderstreit in der Moderne. München 2009.

evangelikale Gemeindeaufbaukonzepte attraktiv findet, die mir gar nicht gefallen? Oder sozialpolitisch konservative bis rechtslastige Thesen vertritt, wo ich selber eher links orientiert bin?

Insofern ist es zentral wichtig, das eigene Orientierungswissen, die eigenen inneren Bilder einigermaßen zu kennen, um ihre Herkunft, ihre Macht, ihre Auswirkungen auf die Kommunikation mit anderen abschätzen zu können und dafür zu sorgen, so noch einmal Hüther, „dass künftig wir die Bilder und nicht die Bilder uns bestimmen.“<sup>12</sup>

Die Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann nennen das Orientierungswissen „symbolische Sinnwelten“, will sagen: Wenn man das Ganze der Welt und des Lebens, den „Sinn des Sinns“, das Heilige, das Göttliche in den Blick nimmt, kann man nur symbolisch reden. Man muss Bilder, Analogien, Metaphern zu Hilfe nehmen, um sich dem Ganzen zu nähern und auszudrücken, wie es einen selbst betrifft.<sup>13</sup> Bis ins 20. Jahrhundert hinein galt Religion als wichtigste Gestalt einer solchen symbolischen Sinnwelt; ihre besondere Leistung bestand und besteht darin, dass sie den Anspruch erhebt, die außerordentlichen Lebensereignisse, Geburt, Krankheit, Sterben und Tod symbolisch zu integrieren, also ihnen im Rahmen einer religiösen Wirklichkeitsdeutung insgesamt einen Platz zuzuweisen und einen Zusammenhang herzustellen. Nun wird der Anspruch einer religiösen symbolischen Sinnwelt schon lange nicht mehr fraglos akzeptiert, zugleich haben sich Perspektiven, die so etwas wie einen Letztanspruch erheben, pluralisiert und konkurrieren miteinander. Andere Sinnwelten sind neben die religiöse getreten:

- Viele Menschen sind ausgesprochen wissenschaftsgläubig geworden: „Nur was empirisch festgestellt wird, hat Gültigkeit“, heißt es dann – wo bei übersehen wird, dass auch empirische Forschung von vorgängigen Sinnannahmen und Setzungen lebt und durchaus nicht nur von dem, was man beobachten und messen kann.
- Andere haben sich den Kriterien der Ökonomie verschrieben: Entscheidend ist, dass die Kosten-Nutzen-Relation stimmt, nur was Erfolg hat, zählt; alles wird ökonomisch funktionalisiert, es gibt im Grunde keine zweckfreien Bereiche mehr im Leben.

12 Ebd. 10.

13 Vgl. Volker Gerhardt, *Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche*. München 2014, 21. „Man fasst das Ganze somit nach Analogie eines sozialen Gegenübers auf und begreift es nach Art eines Mitspielers.“(216)

- Für viele steht der Bezug auf das eigene Selbst im Vordergrund. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“, sagte man früher. In der Gegenwart verkündet beispielsweise die Zeitschrift „Psychologie heute“: „Der Glaube an die eigene Kraft versetzt Berge“ – um noch die wissenschaftliche Absicherung hinzuzufügen, dass dieser Gedanke in der Sozialpsychologie „Selbstwirksamkeit, self-efficacy“<sup>14</sup> genannt werde. (Pscherer 2004, 24ff).
- Verbreitet sind esoterische Anschauungen und Praktiken, die sich jede/r nach Belieben und Bedürfnis zusammenbastelt: Esoterik, vom Begriff her das Innere, das Geheimnisvolle, repräsentiert einen Markt religiöser Sehnsüchte und Sinnentwürfe, denen vielleicht eine Zielsetzung gemeinsam ist: der Wunsch, auf dem Weg zum wahren Leben, zum Göttlichen, mit Hilfe übernatürlicher, der Vernunft verborgener Kräfte und Mittel voranzukommen. Da entsteht ein neues Ordnungssystem, ein umfassendes Sinn- und Welterklärungsmuster.
- In diesen Zusammenhang gehört auch die Unterscheidung von Religiosität und Spiritualität. Viele empfinden das System, das eine Religion repräsentiert (Lehren, Riten, Ordnungen) als beengend und bevormundend; Spiritualität erscheint nur dem Individuum und seinen Bedürfnissen verpflichtet, wird als frei und frei lassend erlebt.

Zusammenfassend heißt das: Unser berufliches Verfügungswissen ist in aller Regel fundiert durch ein Orientierungswissen, verstanden als ein Mosaik von weltanschaulichen Vorannahmen, von Sinn- und Wertorientierungen.<sup>15</sup> Und es ist wichtig, sich dieses Orientierungswissen und wie es das berufliche Handeln latent beeinflusst, bewusst zu machen.

Beispielhaft lässt sich dieser Zusammenhang vertiefen am Thema des Umgangs mit Gottes- und Menschenbildern in der Supervision – ein Thema, das für SupervisorInnen im Bereich der Kirche besondere Reflexion verlangt, weil hier die Vermischung von Supervision und Seelsorge, von Supervision und Theologie, und damit die Gefahr von latenter Manipulation besonders nahe liegt.<sup>16</sup>

14 Jörg Pscherer, Der Glaube an die eigene Kraft versetzt Berge. *Psychologie heute*. 33. Jahrgang, 2004, Heft 11, 24 – 28

15 Vgl. Michael Utsch, Utsch, Michael (2002), Die spirituelle Suche: Aufgabe der psychosozialen Beratung? *Wege zum Menschen* 54, 55 – 66

16 Vgl. dazu die kritischen Bemerkungen von Frank Austermann, Supervision oder Seelsorge – das ist hier die Frage. Ein diskursanalytischer Diskussionsbeitrag ... (weiter auf S. 34)

## 4. Umgang mit „Gottes“- und Menschenbildern in der Supervision

### 4.1 Die Rede vom Unbedingten

Explizit von Gott reden Supervisand\*innen eher selten (auch wenn es sich um kirchliche Mitarbeitende handelt), deswegen habe ich das Wort Gott in Anführungszeichen gesetzt – aber tiefes Berührtsein oder unbedingte Verpflichtung, Hoffnung, aber auch Angst, kommen sehr wohl zum Ausdruck. Die Grundfragen der Religion „Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Was soll das Ganze?“ werden meistens nicht direkt in dieser Form zur Sprache gebracht, aber in allen möglichen Verkleidungen und Verkleinerungen. Man könnte vom Horizont des Religiösen oder Spirituellen sprechen, der nicht nur in der Seelsorge, sondern natürlich auch in der Supervision eine Rolle spielen kann. Gerd Theißen spricht in seinem kritischen Katechismus<sup>17</sup> von Gotteserfahrungen als Resonanzenerfahrungen und nennt konkret Grenzerfahrungen („Ich war tief erschüttert bei der Geburt meines Sohnes“, erinnert sich ein Mann.), Natur- oder Kreaturerfahrungen („Wenn ich beim Bergwandern einen Gipfel erreicht habe, bin ich ganz überwältigt.“), Sinnerfahrungen („In der Musik spüre ich etwas von dem, was das Wort Himmel meint.“) und Gewissenserfahrungen („Niemals würde ich meine Mutter in ein Heim geben“, sagt eine junge Frau mit Emphase.) In diesen Situationen erkennen Menschen in alltäglichen Erfahrungen etwas Unbedingtes, „Spuren von Transzendenz“, Hinweise darauf, dass wir Menschen mit unserer Existenz nicht alles sind, sondern in ein Größeres eingebunden, das wir Gott oder den Grund des Seins oder das Leben nennen können. Schleiermacher spricht von „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“: Darin deutet sich an, wie der Sinn des Einzelnen im Ganzen des Lebens verankert ist.

Ich gehe davon aus, dass solche Resonanzenerfahrungen Bestandteile des

zur pastoralpsychologischen Supervision. Forum Supervision 20 (2012), 102 – 110. Austermann arbeitet aus meiner Sicht mit einer Reihe von Unterstellungen, etwa wenn er Boisens Ansatz von den „living human documents“ so versteht, dass hier Menschen zu „Objekten der Auslegung“ (105) erklärt würden; oder wenn er feststellt, die von mir genannten anthropologischen Motive (das Orientierungswissen, s.o.) hätten in einer berufsbezogenen Beratung nichts zu suchen. Ich stimme mit Austermann überein in dem Bemühen, Supervision und Seelsorge deutlich zu unterscheiden und zu trennen; aber das enthebt uns nicht der Notwendigkeit, die hermeneutischen Prämissen auch von Supervision zu reflektieren, und die kommen bei pastoralpsychologisch orientierten Supervisor\*innen teilweise aus der biblisch-christlichen Tradition.

17 Gerd Theißen, Glaubenssätze. Ein kritischer Katechismus. Gütersloh 2012.

Orientierungswissens sind, wodurch das berufliche Selbstverständnis und das berufliche Handeln nicht nur von pastoralpsychologisch orientierten Supervisor\*innen mitgeprägt werden – deswegen ist eine sorgfältige Berücksichtigung und Reflexion solcher Erfahrungen Bestandteil von Supervision. In der Seelsorge werden Resonanz Erfahrungen oder religiöse Erfahrungen direkt angeregt und vollzogen (in einem Gebet, in einem Segen etc.), in der Supervision werden sie kritisch reflektiert.

Im Anschluss an einen Buchtitel des französischen Dominikaners Jaques Pothier „Quand je dis dieu“ (Wenn ich Gott sage),<sup>18</sup> kann man verschiedene Aspekte für die differenzierte Wahrnehmung und die Bearbeitung solcher Ausdrucksweisen und Bilder im Horizont des Unbedingten unterscheiden und damit eine kleine Diagnostik religiöser Rede entwickeln:

- **Wenn ich Gott sage:** Es ist bereits bedeutsam, dass und wie und wann jemand eine Sprache des Unbedingten, eine religiöse, eine spirituelle Sprache verwendet. Aus welchen Motiven, mit welchen Gefühlen und mit welchen Zielen tut das jemand in diesem Moment und in diesem Kontext?
- **Wenn ich Gott sage:** Hier geht es um die biografisch-milieubezogene oder kulturelle Färbung, die jede Art von subjektiver religiöser Rede enthält. Was bedeutet es, wenn ein Mann (und nicht eine Frau) als 1943 geborener Deutscher (und nicht als 1980 geborener Italiener), als Christ (und nicht als Atheist), als akademischer Theologe (und nicht als Handwerker), als Vater dreier Kinder (und nicht als Single) usw. vom Unbedingten redet? Wo und wie bildet sich das Persönlichkeitsspezifische meines Glaubens, meiner Weltanschauung ab?
- **Wenn ich Gott sage:** welche Bilder und Metaphern stehen bei der redenden Person im Vorder- und Hintergrund, wenn sie Begriffe/Bilder des Unbedingten benutzt: personale, apersonale, mehr von Liebe oder von Zorn geprägte Bilder, eher abstrakte (Geheimnis, Grund des Lebens, das Ganze des Lebens, das Heilige) oder anschauliche (Sonne, haltende Hand)? Fungiert Gott als Garant von Sicherheit, Ordnung und Stabilität oder als Motiv und Kraftquelle für Befreiung und Veränderung? Und welche Beziehungsmuster sind in einem Gottesbild verborgen: komplementäre wie allmächtig – ohnmächtig? Vater – Kind? Gerecht – sündig? Oder eher symmetrische wie

18 Olten/Freiburg 1980. Dazu Hermann Steinkamp, *Pastorale Supervision*. WzM 67 (2015), 287 – 298

die wärmende Sonne oder die haltende Hand?

- Und schließlich wenn ich Gott sage: Es ist nicht selbstverständlich, dass jemand von Gott, vom Unbedingten redet, statt in religiöser Ergriffenheit zu schweigen oder sich durch Kunst oder Musik symbolisch auszudrücken oder den Begriff und das Thema ganz zu ignorieren. Also, wie redet jemand in der Supervision über Gott bzw. das für ihn/sie Heilige? Welche Art von Sprache benutzt er/sie dafür? Kirchensprache mit traditionellen Wendungen, klischeehafte Alltagssprache, bildhaft-symbolische Sprache, ganz eigene und eigentümliche Worte und Bilder? Ist dieses Reden sinnvoll und angemessen in berufliche Zusammenhänge eingebettet? Oder erscheint es dort unverbunden und wie ein Fremdkörper? Geht es um supervisorische Zusammenhänge oder eher um seelsorgliche?

Wenn man den einfachen Satz „Wenn ich Gott sage“ dergestalt als analytisch-heuristisches Raster verwendet, öffnen sich viele reizvolle Bedeutungsvarianten und leiten dazu an, genau und detailliert hinzuhören. Analoges wäre zu beziehen auf andere zentrale theologische Topoi wie Jesus Christus, heiliger Geist, Kirche, Gnade, Sünde etc. Wie aufmerksam gehen wir in der pastoralpsychologischen Supervision mit solchen religiösen Ausdrucksweisen um?

## 4.2 Wahrnehmung anthropologischer Grundannahmen

Religiöse Überzeugungen enthalten immer auch anthropologische Grundannahmen (nach Bultmann: Wer von Gott redet, muss vom Menschen reden!), die für die Entwicklung von Sinnhaftigkeit von Bedeutung sein können. Das will ich an drei Polaritäten verdeutlichen.

1. In dem Glaubenssatz von der Rechtfertigung des sündigen, sich verfehlenden Menschen allein aus Gottes Gnade steckt als allgemeines anthropologisches Thema die Frage nach dem Verhältnis von Aktivität und Passivität im menschlichen Selbstverständnis und Verhalten. In spätmodernen Gesellschaften besteht die Tendenz, alles als Gegenstand menschlicher Arbeit und damit der Machbarkeit zu betrachten. Der Philosoph Odo Marquard hat es ironisch so formuliert: „Wir leben im Zeitalter der Machbarkeit. Erst wurde nichts gemacht, dann wurde einiges gemacht, heute wird alles gemacht ... Der Weg führt ... vom Schicksal zum Mach-

sal.“<sup>19</sup> Stichworte wie Identitätsarbeit, Trauerarbeit, Schuldarbeit, Sinnarbeit etc. suggerieren, dass wir uns letztlich durch ständige Arbeitsprozesse selbst herstellen und damit für das Gelingen unseres Lebens selbst verantwortlich sind. Wir wenden damit Denkmuster der allgegenwärtigen Ökonomisierung auf uns als Menschen an und schaffen einen hohen Druck zur ständigen Selbstoptimierung. Biblische Anthropologie vertritt demgegenüber eine andere, eine widerständige Perspektive: Wer das Leben aufmerksam beobachtet, stellt immer wieder eine grundlegende Struktur der Passivität fest. Wir werden geboren; den für jedes menschliche Leben grundlegenden Prozess des Atmens können wir nicht machen, wir können uns ihm nur überlassen; der Herzschlag hält uns am Leben, entzieht sich aber direkter Steuerung; Liebe, Fürsorge, Barmherzigkeit kann man sich nicht verdienen, sie werden uns von anderen entgegengebracht; Altern, Krankheiten und schließlich den Tod erleiden wir. Natürlich sind Aktivität und Produktivität zur Gestaltung des täglichen Lebens unverzichtbar, aber im Blick auf das Leben insgesamt sind Gelingen, Glück, und Vollendung nicht nur Ergebnisse unseres Wollens, unserer Anstrengung, sondern eben auch Widerfahrnis und Geschenk.

- Wie wirkt sich das auf den Supervisionsprozess bis hin auf die supervisorischen Interventionen aus – je nachdem, ob jemand von der Machbarkeit des Lebens überzeugt ist, seinen Sinn in dieser aktiven Zugangsweise sieht, oder eher darauf vertraut, dass Leben letztlich Gabe und Geschenk ist?

2. Autonomie und Bezogenheit: In der individualisierten Postmoderne gewinnt Autonomie besonderes Gewicht. Der/die Einzelne wird zum Planungsbüro seines Lebens ernannt: „Gefordert ist ein aktives Handlungsmodell des Alltags, das das Ich zum Zentrum hat, ihm Handlungschancen zuweist und eröffnet und es auf diese Weise erlaubt, die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf den eigenen Lebenslauf sinnvoll kleinzuarbeiten.“<sup>20</sup> Die Einzelnen sind für ihr Leben verantwortlich, Erfolg und Scheitern werden den Individuen zugeschrieben. Darüber droht in Vergessenheit zu geraten – was in der jüdisch-christlichen Anthropologie einen zentralen Stellenwert einnimmt – dass der Mensch grundlegend relational verfasst ist, also in der Bezogenheit zu an-

19 Odo Marquard, *Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren*. In: Ders., *Abschied vom Prinzipiellen*. Stuttgart 2005, 67 – 90, 67

20 Ulrich Beck, *Risikogesellschaft*. München 1986, 217

deren lebt und sich entfaltet. „Ich wird am Du“, hat Martin Buber betont – eine Einsicht, die inzwischen vielfach von psychoanalytischer Entwicklungspsychologie und systemischer Therapie (vgl. den Begriff der bezogenen Individuation bei Helm Stierlin) bestätigt wird.

- Haben Sie in der Supervision schon mal darauf geachtet, in welche Richtung Ihre Interventionen gehen? Es könnte sein, dass wir auch in der Supervision stärker von gesellschaftlichen Autonomietrends und Sinnmustern bestimmt sind, als uns bewusst und lieb ist.

3. Ganzheit und Fragment. Das Adjektiv „ganzheitlich“ ist in vielen Bereichen unserer Gesellschaft gleichsam per se zum Qualitätskriterium avanciert: Was als ganzheitlich bezeichnet werden kann, wie etwa im medizinisch-therapeutischen Bereich, scheint von vornherein qualitativ gut zu sein. Als Gegenbegriff zu den vielfältigen Funktionalisierungen, die wir täglich erleben – als Kunde, als Patientin, als Arbeitnehmer, als Wählerin etc. – erscheint der Begriff sinnvoll. Übersehen wird dabei leicht, dass er unter der Hand eine utopische und zugleich hoch normative Qualität bekommt. Die notwendige Auseinandersetzung mit Begrenzung, mit Erfahrungen des Scheiterns, mit der Fragmentarhaftigkeit, mit der nie erreichbaren Ganzheitlichkeit des Lebens insgesamt, wird dann ausgeblendet. Es sind gerade die Religionen, welche die Endlichkeit des Lebens, die Unvermeidlichkeit von Begrenzung, von Schmerzen und Scheitern einschärfen und damit ein „realistisches“ Menschenbild propagieren.

- Wie geht ein Supervisor mit dieser Spannung um? Glaubt er/sie im Grunde an die Machbarkeit von Veränderungswünschen (die Lösungsorientierung systemischer Ansätze legt diese Versuchung nahe)? Oder darf auch das Bruchstückhafte, das nicht Vollendete sein und betrauert werden? Kann jemand darin vielleicht sogar Kreatives und Produktives erkennen?

Die genannten Themen und Polaritäten fungieren als Aufmerksamkeitsfilter für Supervision, für säkulare wie für pastoralpsychologische. Wobei ich unterstellen möchte, dass pastoralpsychologische Supervision gerade in der Aufmerksamkeit für das in einem Prozess aufscheinende Orientierungswissen eine besondere Sensibilität besitzt. Aber, damit kein Missverständnis entsteht: Christliches Wirklichkeitsverständnis bezeichnet kein feststehendes Set an dogmatischen Überzeugungen, das irgendwie abgearbeitet werden müsste, sondern Fragerichtungen, Spannungsfelder, Hypothesen, die man nutzen kann, um das Orientierungswissen von Su-



pervisor\*innen genauer und gründlicher auszuarbeiten und den Zusammenhang von Sinnannahmen im Hintergrund und beruflichem Handeln im Vordergrund besser zu erhellen.

## 5. Ein Beispiel zum Schluss

Gert Hartmann hat in seinem Buch „Lebensdeutung“ vier Ebenen der Kommunikation unterschieden: Die Ebenen der Sachverhalte und der Gefühle (das kennen wir von Paul Watzlawick und Friedemann Schulz von Thun) und dann die Ebene der Identität und die der Spiritualität.<sup>21</sup> Dazu ein Beispiel, das zeigt, wie die Ebenen ineinandergreifen und sich überlappen: Ein Supervisand erzählt von seiner Arbeitsüberlastung, das ist der Sachverhalt, der ihn zur Supervision motiviert; dabei kommen Gefühle von Frust, Traurigkeit und Ärger zum Ausdruck. Implizit sagt er in seiner Erzählung, wie er sich selbst sieht (Identitätsebene): Als jemanden, der effektiv sein will, der seine (Gemeinde-)Arbeit und sein Leben in den Griff kriegen will und muss – und eben daran zu scheitern droht. Der Supervisor fragt im Verlauf des Gesprächs: „Was trägt Sie?“ und bringt damit eine spirituelle Ebene ins Gespräch. Die kurze Frage enthält die Annahme, dass einer nicht nur aus sich selbst, aus seiner Tüchtigkeit lebt, sondern angewiesen ist auf etwas, das größer ist als er selbst.

Die Frage wirkt als Unterbrechung (J. B. Metz hat einmal geschrieben: kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung). Sie unterbricht sein bisheriges Selbstverständnis, seine unhinterfragten Annahmen und nimmt Bezug auf den Kern seiner Person, auf sein Geheimnis. Und so kommt es dann auch: Der Supervisand spricht nach einer längeren Pause und dann etwas zögerlich von einem kleinen Licht, das er in sich spürt, das ihm immer wieder Geborgenheit und Orientierung vermittelt. Und während er tastend und suchend davon spricht, stellt sich ein Moment der Ehrfurcht zwischen Supervisand und Supervisor ein: In der Vertrautheit des Zweiergesprächs ist es möglich, etwas ganz Persönliches und zugleich sehr Verletzliches zum Ausdruck zu bringen und darauf mit einer kurzen Zeit des Schweigens zu antworten. Eine religiöse oder spirituelle Erfahrung in der Supervision? Ich würde es so nennen; aber sie wird anschließend wieder auf die Ausgangsfragestellung bezogen, und da zeigt sich, dass die konkre-

21 Gert Hartmann, *Lebensdeutung. Theologie für die Seelsorge*. Göttingen 1993, 63ff

ten Fragen der Arbeitsorganisation für den Supervisanden jetzt in einem anderen Licht erschienen. Er kann sie mit größerer Gelassenheit angehen, sie haben etwas von ihrer Dringlichkeit verloren. Die angedeutete symbolische Erfahrung hat Möglichkeitsräume eröffnet und das (berufliche) Selbstverständnis des Supervisanden ein wenig verändert. Pastoralpsychologische Supervision hat schon immer einen Schwerpunkt darauf gelegt, symbolische Erfahrungen anzuregen und die in ihnen enthaltenen Lebensambivalenzen zu erforschen und produktiv auszuarbeiten.<sup>22</sup> Hier liegt eine der Kernkompetenzen pastoralpsychologischer Orientierung, die auch für Supervision relevant ist.

Aber ich möchte hinzufügen: Sinnarbeit bezeichnet einen Weg und kein Ergebnis; auf diesem Weg gelangen wir immer nur an Zwischenziele, nie an das endgültige Ziel. Das heißt Sinnsuche, die nach dem Ganzen des Lebens fragt, die sich Gottes oder der Transzendenz in einer absoluten, vollständigen Weise vergewissern möchte, muss scheitern; der Sinn des Ganzen, der umgreifende Sinn des Lebens ist eine utopische, eine eschatologische Kategorie.<sup>23</sup> Menschliche Sinnsuche, auch in religiöser Gestalt, ist und bleibt vorläufig und bruchstückhaft und steht immer in der Spannung von Sinn suchen und Sinn verfehlen, von der Notwendigkeit aktiv zu werden und doch das Entscheidende zu empfangen – die Erinnerung an diesen Sachverhalt kann und sollte uns entlasten in allzu angestregten Bemühungen, Sinn in der Supervision selber herstellen zu wollen.

22 Vgl. dazu ausführlicher Joachim Scharfenberg, Einführung in die Pastoralpsychologie. Göttingen: 1985; Michael Klessmann, Pastoralpsychologie. Ein Lehrbuch. Neukirchen 5/2014

23 Vgl. Peter Biehl, (1985), Die Sinnfrage – Gottesfrage oder ‚Götzenfrage‘? In: Pöhlmann, H.: Georg, Worin besteht der Sinn des Lebens? Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus), 47 – 59